

Prof. Dr. Dr. h.c. Gunther Wenz, München

Gott und Geld

Vortrag im Audimax der Hochschule Hof am 17. Januar 2013, 17.30 Uhr, im Rahmen der Vortragsreihe „30 Jahre Schuldenkrise oder: Das Lustige am Geld“

„Wer das Geld liebt, / bekommt vom Geld nie genug; / wer den Luxus liebt, / hat nie genug Einnahmen / - auch das ist Windhauch. / Mehrt sich das Vermögen, / so mehren sich auch diejenigen, / die es verzehren. / Was für ein Erfolg bleibt dem Besitzer? / Seine Augen dürfen zusehen. / Süß ist der Schlaf des Arbeiters, / ob er wenig oder viel zu essen hat. / Dem Reichen raubt sein voller Bauch / die Ruhe des Schlafs.

Es gibt etwas Schlimmes, etwas wie eine Krankheit, das ich unter der Sonne beobachtet habe: wenn Reichtum, der für seinen Besitzer ängstlich gehütet wurde, diesem Schlimmes brachte. Durch ein schlechtes Geschäft ging ihm dieser Reichtum verloren. Er hatte einen Sohn gezeugt, aber jetzt hat er nichts mehr, das ihm gehört. Wie er aus dem Leib seiner Mutter herausgekommen ist - nackt, wie er kam, muss er wieder gehen. Von seinem Besitz darf er überhaupt nichts forttragen, nichts, das er als ihm gehörig mitnehmen könnte. So ist auch dies etwas Schlimmes, etwas wie eine Krankheit. Genau wie er kam, muss er gehen. Welchen Vorteil bringt es ihm, dass er sich anstrengt für den Wind? Auch wird er während seines ganzen restlichen Lebens sein Essen im Dunkeln einnehmen; er wird sich häufig ärgern, und Krankheit und Unmut werden ihn plagen.

Dies ist etwas, was ich eingesehen habe: Das vollkommene Glück besteht darin, dass jemand isst und trinkt und das Glück kennenlernt durch seinen eigenen Besitz, für den er sich unter der Sonne anstrengt während der wenigen Tage seines Lebens, die Gott ihm geschenkt hat. Denn das ist sein Anteil. Außerdem: Immer wenn Gott einem Menschen Reichtum und Wohlstand geschenkt und ihn ermächtigt hat, davon zu essen und seinen Anteil fortzutragen und durch seinen Besitz Freude zu gewinnen, besteht das eigentliche Geschenk Gottes darin, dass dieser Mensch sich nicht so oft daran erinnern muss, wie wenige Tage sein Leben zählt, weil Gott ihn sich um die Freude seines Herzens bemühen lässt.“ (Kohélet 5,9-19)

Das Weisheitsbuch Kohelet

Kohelet leitet sich ab von dem hebräischen Verb qhl, das allgemein sammeln, im vorliegenden speziellen Fall das Sammeln von Sprichwörtern bzw. Sinnsprüchen bedeutet. Erst später wurde es als Eigenname verwendet. In den griechischen (und lateinischen) Bibelübersetzungen hat man Kohelet mit „Ekklesiastes“ (Ecclesiastes) wiedergegeben, was bei Luther dann „Prediger“ heißt. Die Aufnahme des Koheletbuches in den hebräischen und in den Septuagintakanon ist sicherlich dadurch befördert worden, dass man seine Sentenzen wie das Buch der Sprüche und das Hohelied auf den Davidsohn und den König in Jerusalem (vgl. Koh 1,1), also auf Salomon zurückführte. In Wirklichkeit stammt die kunstvoll komponierte Sammlung nicht aus salomonischer, sondern aus sehr viel späterer Zeit, nicht aus dem 10. Jh., sondern wahrscheinlich erst aus der zweiten Hälfte des 3. Jh.s v. Chr. Nach Mehrheitsmeinung der Exegeten wird es in der hellenistisch geprägten Epoche zwischen 250 und 190 v. Chr. entstanden sein. Als Entstehungsort nimmt die große Mehrzahl der heutigen Schriftgelehrten das damals sehr weltoffene, von moderner Urbanität gekennzeichnete Jerusalem an. Einige denken auch an das ägyptische Alexandria, wo es einst eine sehr große jüdische Diasporagemeinde gab.

Hinter der Figur des Kohelet verbirgt sich ein zeitgenössischer Weisheitslehrer, dessen Werk von zwei Herausgebern ediert und mit Nachworten versehen wurde. Nach dem ersten Nachwort (vgl. Koh 12,9-11) war Kohelet ein weiser Mann, der das Volk Erkenntnis gelehrt, Sprichwörter gesammelt, geprüft sowie in rechte Form gebracht und aufgeschrieben habe. Die Gestalt seiner Tätigkeit wird vorgestellt, ihr Gehalt der Befolgung anempfohlen. Kritischere Töne scheint ein zweites Nachwort anzuschlagen (vgl. Koh 12,12-14), wenn es vor endlosem Bücherschreiben sowie vor vielem Studieren warnt, das doch nur den Leib ermüdet. Zum Abschluss mehr oder minder zweifelhafter Weisheitslehren wird kurz und bündig notiert, worauf es im Wesentlichen ankommt: „Fürchte Gott, und beachte seine Gebote! Das allein hat jeder Mensch nötig. Denn alles Tun wird Gott vor Gericht bringen, das über alles Verborgene urteilt, sei es gut oder böse.“

Man hat vermutet, mit dem zitierten Nach- und Schlusswort (Koh 12,13f.) habe ein zweiter Herausgeber das Koheletbuch im Sinne jüdischer Rechtgläubigkeit umzuinterpretieren und seinen z. T. sehr gewöhnungsbedürftigen Gedanken eine im traditionellen Sinne akzeptable Deutung zu geben versucht. Für diese Annahme sprechen gute Gründe. Mit der Orthodoxie Kohelets scheint es tatsächlich nicht weit her zu sein. In jedem Fall ist sein Buch in hohem Maße unkonventionell und von den meisten, ja von ziemlich allen Büchern der Bibel auffällig unterschieden. Windhauch, Windhauch, sagt Kohelet gleich zu Beginn seines Buches, Windhauch, Windhauch, alles ist Windhauch. (Vgl. Koh 1,2) Und am Ende des Ganzen wird stereotyp und lapidar wiederholt: Windhauch, Windhauch, alles ist Windhauch. (Vgl. Koh 12,8) Kann man das sagen? Ist diese Aussage im Sinne der Heiligen Schrift? Lässt ihre Botschaft nicht den letzten Schluss Kohelet'scher Weisheit weit hinter sich?

Alles nur Windhauch?

In Teilen jüdischer und christlicher Auslegungstradition hat man die Grund- und Schlusssatzung Kohelets in die Nähe eines prinzipiellen Pessimismus, ja eines resignierten Nihilismus gerückt, der der biblischen Weisheit zuwider sei. Doch wird man sehen müssen, dass das Weisheitsbuch durchaus auch andere Töne enthält. Sein Inhalt erschöpft sich nicht darin, das unglückliche Geschick des befristeten Menschendaseins zu beklagen, um alles für letztlich absurd zu erklären. Thematisiert wird die Absurdität nicht um ihrer selbst willen, sondern um den rechten Sinn des Lebens vom Sinnlosen und Sinnwidrigen abzurücken.

Dampf, Dunst und Rauch: wie der Lufthauch des Atems sich verflüchtigt, so gleiten die Tage des Menschen schattengleich vorüber. Das ist wahr und aus Redlichkeitsgründen nicht zu bestreiten. Doch darf es nach Kohelet mit der Einsicht in die Unbeständigkeit und Vergänglichkeit, in den Hauchcharakter des flüchtigen Menschenlebens nicht sein Bewenden haben; diese Einsicht soll vielmehr zur Besinnung bringen und zu einer Lebensweisheit ertüchtigen, die das endliche Dasein in der Gewissheit seines ewigen Sinngrundes zu bejahen vermag. Worauf beruht wahres menschliches Glück, und was ist die Bedingung gelungenen Lebens, lautet die Zentralfrage, auf deren Beantwortung die Weisheitsreflexionen Kohelets abzielen. Kohelet ist ein antiker Eudämonologe, der verbreitete falsche Glücksvorstellungen destruiert, um theoretische und praktische Einsicht in eine Glückseligkeit zu erschließen, die in aller Flüchtigkeit dauerhaften Bestand hat.

Ein Glück von beständiger Dauer kann nur in Gott gefunden und als göttliche Gabe empfangen werden. Bei all seiner Skepsis ist und bleibt Kohelet daher Theologe und ein frommer Jude, wobei er die Erfahrung bleibenden Glücks nicht erst im Jenseits und unter den Bedingungen einer eschatologischen Zukunft, sondern schon für die Gegenwart erwartet, um ihr durch Daseinsfreude als dankbare Antwort auf Gottes Lebensgabe aktuellen Ausdruck zu verleihen. In diesem Sinne preist der Prediger die Alltagsfreude: „denn es gibt kein Glück für den Menschen unter der Sonne, als zu essen, zu trinken und sich zu freuen. Das soll ihn begleiten bei seiner Arbeit während der Tage seines Lebens, die Gott ihm gegeben hat unter der Sonne.“ (Koh 8,15; vgl. 5,17) Wenngleich in diesem Satz wohl kaum die ganze Fülle biblischer Wahrheit erschlossen ist, so spricht er doch für eine religiöse Erfahrungsweisheit, der auch in der Bibel ein Platz eingeräumt wird, den sie einnehmen darf, ohne doch das Ganze besetzen und besitzen zu können.

Die Ambivalenz von Geld und Gut

Von besonderer Relevanz und Evidenz ist die religiöse Erfahrungsweisheit Kohelets, wo es um die Beurteilung der Lebensdienlichkeit von Geld und Gut geht. Auf den ersten Blick scheint die Angelegenheit auch hier eindeutig zu sein: „Ach wie nichtig, ach wie flüchtig / sind der Menschen Schätze.“ (EG 528,6) Reichtum vergeht. „Wie gewonnen, so zerronnen.“ Doch dies ist nur die eine, die negative Seite, die Kohelet herausstellt, um eine Wende ins Positive herbeizuführen und zu einem weisen Umgang mit Geld und Gut anzuleiten, der die allgemeine Daseinsfreude steigert statt sie zu minimieren. Die finanzbezogenen Gewinnwarnungen, die Kohelet in dem vorliegenden Text ausspricht, zielen nicht auf bloße Verlustrechnungen, sondern stellen die Ambivalenz irdischen Reichtums vor Augen, weil die Einsicht in seine Zweideutigkeit die Voraussetzung dafür ist, ihn recht eindeutig und in angemessener Weise zu nutzen und zu genießen.

Erste Gewinnwarnung: „Wer das Geld liebt, wird des Geldes nicht satt, und wer Reichtum liebt, nicht vom Ertrag.“ (Koh 5,9a) Kohelet warnt vor Streben nach Gütern ohne Genuss. Im wörtlichen Sinne scheint der Vers nur zu besagen, dass man Gold nicht essen und Reichtum nicht genießen kann, solange man vom Gelderwerb in Anspruch genommen ist. Doch hintergründig vermittelt die Sentenz eine tiefsinnigere Botschaft, welche die potentielle Suchtstruktur des Strebens nach Geld und Reichtum aufdeckt. Je mehr einer hat, desto mehr will er. Das Streben nach Gütern verselbständigt sich und pervertiert vom Mittel, ein Genussziel zu erreichen, zum Selbstzweck, sodass der einzige Genuss im Streben nach Geld und Reichtum gesucht und gefunden wird. Dies aber ist Blödsinn und ein sicheres Indiz eines seinem göttlichen Sinngrund entfremdeten Lebens. Es ist, mit Kohelet zu reden, nichts als Windhauch (Koh 5,9b). Der Versuch, in Geldgier und im süchtigen Streben nach immer mehr

Reichtum befriedigenden Genuss zu erlangen, ist ein ebenso vergebliches wie frustrierendes Unterfangen. Wer unersättlich nach Geld giert, ist in seinem Inneren ein Habenicht, auch wenn er eine Fülle äußerer Güter besitzt. Der Reiche, der nicht genug bekommt, ist eine armselige Figur.

Zweite Gewinnwarnung: „Mehrt sich das Gut, so mehren sich zugleich diejenigen, welche es verzehren.“ Welchen Gewinn hat dann der Besitzer außer dem des Zu- bzw. Nachsehens? Fasst man diese Frage als rhetorische auf, besagt der vorangegangene Sinnspruch lediglich, dass desto mehr Menschen am Reichtum eines Reichen teilhaben wollen und tatsächlich teilhaben, je mehr er besitzt. Was hat er also selbst davon? Nicht viel und letztlich nichts! Doch auch hier ist eine hintergründige und tiefsinnigere Lesart unter der Voraussetzung möglich, dass man die gestellte Frage als echte versteht und sie im Sinne der auch anderweitig begegnenden Spruchweisheit beantwortet, wonach Besitz dazu bestimmt und angetan ist, die Zahl der Freunde anzureichern und durch Reichtum Freundschaften aufzubauen und zu pflegen gemäß der Devise, dass geteiltes Gut die genussvolle Freude an ihm nicht etwa halbiert, sondern verdoppelt. Schafft Euch, neutestamentlich zu reden (Lk 16,9), Freunde mit dem Mammon, um ihn durch Teilgabe nutzbar zu machen, statt der kargen Dürftigkeit des Geizes zu frönen.

Dritte Gewinnwarnung: Armut und Reichtum stehen in einem dialektischen Verhältnis. Wie der Herr, welcher des Gegensatzes zum Knecht bedarf, um zu sein, was er ist, in Wahrheit zum Knecht des Knechtes wird, dem er seinen Begriff und sein Herrsein verdankt, so wird der Reiche zum Armen, wenn er den Genuss seines Reichtums verfehlt, ja sich durch seinen Reichtum am Genießen hindern lässt. Geld macht nicht glücklich, aber es beruhigt, sagt man. Es kann aber auch unglücklich machen, wenn die Hektik seines Erwerbs alle Ruhe aus einem Leben entweichen lässt oder die Sorge der Besitzstandswahrung und -steigerung um den Schlaf bringt. Dann ist Klage über den armen Reichen und anerkennende Bewunderung für den reichen Armen angesagt, der den guten Schlaf dessen schläft, der, ob er nun viel oder wenig gegessen hat, redlich ermüdet ist, wohingegen den Reichen gerade seine Satttheit keinen Schlaf finden lässt, weil seine geldinduzierte Nervosität ihm jede Muße raubt. Das vorlaute Getöse und leere Gepränge, das nicht selten mit Reichtum verbunden ist, kann zur drückenden Last werden und den Reichen ärmer machen als manchen Armen. Zwar kann kein Mensch ohne ein gewisses Maß an Eigentum leben. Doch ebenso kann ein Übermaß an Gütern ein Leben aushöhlen, unterminieren und ins Bodenlose abgleiten lassen.

Vierte Gewinnwarnung, nun nicht mehr in Gestalt poetischer Sprichwörter, sondern in jener prosaischen Form, die ihrem Inhalt entspricht: Reichtum vergeht, geht auf die eine oder andere Weise verloren, etwa, wie es in Vers 13 heißt, durch ein schlechtes oder - wie andere übersetzen - ein böses Geschäft. Woran denkt Kohelet? Ein weitsichtiger Kommentator (N. Lohfink) spricht am Ende der achtziger Jahre des vergangenen Jahrhunderts von Fehlspekulationen und Bankzusammenbrüchen. Respekt! Diese Auslegung hätte man früher lesen sollen; manch Angespertes wäre erhalten geblieben. Während viele Arme sich ein Leben lang abmühen, ohne es je zu nennenswertem Eigenbesitz zu bringen, kann ein Reicher gleichsam im Nu wenn nicht seines gesamten Vermögens, so doch beachtlicher Teile desselben verlustig gehen, wenn er, sagen wir einmal, seine Gelder einem als lukrativ angepriesenen Investment preisgegeben hat, das sich alsbald als Geldvernichtungsanlage erwies.

Weitere Beispiele sind, wie ich denke, verzichtbar: einige werden unter uns weilen, die man auf die eine oder andere Weise als Opfer der Finanzkrise bezeichnen kann. Dies festzustellen ist nicht sonderlich lustig, sondern für manch einen und manch eine wohl eher zum Weinen.

Doch um wie viel beklagenswerter muss es uns, die wir um unser irdisches Eigentum so innig besorgt sind, anmuten, dass das letzte Hemd keinerlei Taschen mehr haben wird. Irdische Vermögensverluste sind betrüblich und können schlimme Ausmaße annehmen. Aber was ist das alles gegen den Verlust des Lebens und gegen den Tod, der, indem er uns um unser Ureigenstes bringt, die Grundlage für alles Eigentum entzieht.

Gott und Mammon

Das Sterben macht alles Vermögen zunichte: Deshalb die fünfte und letzte Gewinnwarnung: Nackt und bloß, wie er auf die Welt kam, muss der Mensch wieder von hinnen scheiden. Von seinem Besitz darf er überhaupt nichts forttragen, nichts, das er als ihm gehörig mitnehmen könnte. Ich meine, dass Kohelet mit Sätzen dieser Art nicht nur an irdischen Reichtumsverlust, nach dem alles wieder von vorne beginnen muss, sondern an jenes Eigentumsende ohne möglichen Neubeginn denkt, welches der Tod mit sich bringt. Der Leser des Neuen Testaments wird sich an Lk 12,16-21 erinnert fühlen. Da sagt ein reicher Mann in falscher Selbstsicherheit zu sich selbst: Nun hast du einen großen Vorrat, der für viele Jahre reicht. Ruh dich aus, iss und trink, und freu dich des Lebens! Und sogleich bekommt er von Gott zu hören: Du Narr! Noch in dieser Nacht wird man dein Leben von dir zurückfordern. Wem wird dann all das gehören, was du angehäuft hast? - Die Eigentumskrise, die sich in Anbetracht des bevorstehenden Todes anzeigt, ist von ganz eigener Art und in ihrer Eigenart von allen sonstigen Vermögenskrisen abgründig geschieden.

Was tun, wenn doch alles Irdische seinen Gang zur Grube hin geht? Ist nicht doch am Ende alles leer, nichtig und eitel, ein Windhauch eben, mehr nicht? Es könnte bei Kohelet so scheinen; doch verhält es sich in Wahrheit anders: Unser Text endet nicht mit der Beschwörung allgemeiner Vanitas, sondern mit einem Aufruf zur Freude als einer Gottesgabe und einer Dankesantwort an Gott. *Memento mori*- und *carpe diem*-Motiv durchdringen sich wechselseitig. Nur wer ein Bewusstsein des Todes hat, kann des Lebens gewiss und froh werden. Glück stellt sich dort ein, wo ein Mensch das, was ihm gegeben ist, auch genießen kann. Kein Gut, das seinen Namen verdient, ohne Genuss desselben. Glück ist primär kein Modus des Habens, sondern des gegenwärtigen Erlebens, in dem Haben in aktuelles Sein überführt und damit wahrhaft angeeignet wird. In solcher Freude ist Gott präsent und das Leben gewinnt in ihr am Ewigen Anteil.

Kohelets Weisheit in Angelegenheiten, die Geld und Gut betreffen, lässt sich in der Maxime zusammenfassen, dass Reichtum nur dann inneren Gewinn bringt, wenn er zum Nutzen für die Notdurft und Nahrung des äußeren Daseins gebraucht und zwar so gebraucht wird, dass Eigennutz und allgemeiner Nutzen keinen Gegensatz bilden, sondern miteinander kompatibel sind. Äußere Habe ist Mittel zum allgemeinen Lebenszweck, nicht Zweck des menschlichen Lebens selbst. Wo sich die Ordnung von Sein und Haben verkehrt und Habe zum Sein selbst erklärt wird, da hat Götzendienst statt, dessen Folgen für alle verderblich sind. Wo Mammon zum Gotte verklärt wird, da nimmt der Tod vom Leben Besitz. „Was hülfte es dem Menschen, wenn er die ganze Welt gewönne und nähme doch Schaden an seiner Seele?“ (Mt 16,26) Der Gewinn allen äußeren Guts wiegt den Verlust des inneren Lebens des Menschen nicht auf. Der Hinweis Jesu bringt die Weisheit Kohelets auf den Begriff und bietet zudem Gelegenheit, dessen den Reichtum im Allgemeinen betreffende Gewinnwarnungen mit einigen prinzipiellen Erwägungen konkret zu jenem Medium zu verbinden, an dem sich heutzutage Gut und Besitz wesentlich bemisst, zum Geld.

Erster Grundsatz: Die Erfindung des Gelds zählt ohne Zweifel zu den großen Kulturleistungen des Menschengeschlechts. Alles menschliche Leben strebt nach Besitz und

begehrt Hab und Gut. Dieses Begehren in Bausch und Bogen zu verteuern, besteht kein vernünftiger Grund. Es kommt nur darauf an, es nicht zur Begierde ausarten zu lassen, sondern sozialverträglich zu gestalten. Die sozialverträgliche Ursprungsgestalt menschlichen Besitzstrebens ist der Tausch. Er folgt der Logik des Gebens und Nehmens. Do, ut des. Ich gebe, damit du gibst. Dieses Prinzip umschreibt einen ganz wesentlichen Fortschritt in der Kulturgeschichte der Menschheit. Fremdes Gut soll nicht durch Raub angeeignet werden. An die Stelle eines kindischen Wegnehmens und Entreißens nach Maßgabe des Gesetzes äußerer Stärke hat ein Tauschhandel zu treten, wie er dem Gleichheitsverhältnis unter Erwachsenen gemäß ist, in dem einem sachlichen Nehmen ein äquivalentes Geben entspricht. Die im Tausch Begriffenen sind für den Erhalt des Begehrten eine Gegengabe einzusetzen bereit, deren Angemessenheit Gegenstand freien Handelns und Handels ist.

Geld als Tauschmittel

Wo gehandelt wird, wird in der Regel nicht mit dem Schwert gekämpft, sondern gefeilscht. Der Händler verdrängt den kriegerischen Helden, und das ist grundsätzlich gut so. Am Anfang kaufmännischen Handelns steht in der Menschheitsgeschichte der Tausch von Naturalien oder vergleichbaren Sachgütern. Erst relativ spät und unter weit fortgeschrittenen ökonomischen Reflexionsbedingungen wurde das Geld zum zentralen Tauschmedium. Geld ist das Tauschprinzip in Vollendung, der zur Selbständigkeit gelangte Ausdruck des gegenseitigen Verhältnisses, welches Wertgegenstände im Tausch eingehen. Geld steht, wenn man so will, für Tauschbarkeit überhaupt. An ihm bemisst sich vorzüglich der Preis des Wertes, der im Tausch eingesetzt werden muss, um einen anderen dafür zu gewinnen. Das Objekt des Begehrens nimmt im Tausch die Form eines verdinglichten Sachwertes an, der seinen geldbemessenen Preis hat, welcher zum Zwecke der Aneignung und Inbesitznahme zu zahlen ist. Geld ist Wertaufbewahrungsmittel, Transportmittel und mit einer Reihe anderer Aufgaben versehen. Aber diese Aufgaben sind Derivate seiner Funktion als Recheneinheit und Zahlungsmittel, die ihrerseits im Wesen des Geldes begründet liegen, Mittel reiner Tauschbarkeit zu sein.

Zweiter Grundsatz: Als reines Tauschmittel ist Geld ohne substantiellen Eigenwert, vollkommene Indifferenz und als bloße Möglichkeit willkürlich verwendbar. Es ist dem Wesen des Geldes nicht nur nicht zuwider, sondern entspricht vollkommen der Funktion, in der sein Wesen besteht, wenn der Stoff, aus dem es gemacht ist, möglichst billig und tendenziell wertlos ist, Papiermaterial eben oder besser noch: bloße Zahl. Es ist signifikant, dass der Materialwert eines Cents höher ist als der eines 500-Euro-Scheins. Zwar war man lange Zeit der Auffassung, das Geld müsse selbst ein Wertgegenstand sein, um als gültig gelten zu können. Die Geldfunktion wurde etwa an Edelmetalle gebunden. Psychologisch wirkt diese Bindung bis heute nach, wofür die vornehmlich in Finanzkrisen zu beobachtende Flucht vom Geld ins Gold nur ein Beleg unter vielen ist. Aber aufs Ganze gesehen hat sich das Geld von jeder substantiellen Eigenwertigkeit emanzipiert, um gerade so seine Funktion als absolutes Tauschmedium zu erfüllen.

Geld als reines Vermögen

Geld stellt einen von aller Konkretheit abstrahierten Vermögenswert dar. Es ist an sich selbst kein Wertgegenstand, sondern nichts als reines Vermögen, das - gegenständlich wertlos - auf zeichenhaft wirksame Weise für den Wert aller Gegenstände, die käuflich sind, einzustehen vermag. Der Geldschein oder die Zahl auf dem Konto ist reines Symbol, aber ein Symbol von gleichsam sakramentaler Qualität, insofern er qua Kaufkraft zu wirken vermag, was er bezeichnet. Alle Dinge, die für Geld zu haben sind, besitzen einen Eigenwert, der sie

kennzeichnet. Das Geld hingegen hat seine Gültigkeit ohne allen dinghaften Eigenwert. Es repräsentiert das Gelten der Dinge ohne sie.

Der Wert des Geldes besteht wesentlich nicht in seiner substantialen Gegebenheit, sondern in reinem Vermögen, also in bloßen Möglichkeiten, die es repräsentiert. Es liegt daher in der Konsequenz der Geldwirtschaft, das Handgeld mehr und mehr durch bloße Zahlen zu ersetzen und Rechenmarken als Zahlungsmittel gleichsam ohne äußeren Schein fungieren zu lassen. Die Sperrigkeit und tendenzielle Widerständigkeit, die auf die eine oder andere Weise mit Sachwerten verbunden sind, hat das Geld völlig abgestreift. Es ist flexibel, gefügig und gänzlich aufgeschlossen für jede Verwendung. Dadurch schafft es Freiheit, wenngleich in der indifferenten Form reinen Beliebens. Geld ist gefügig und jedem Willen zu Diensten. Seine innere Bedeutungsleere ist die Voraussetzung jener infiniten Fülle, die es potentiell gewährt.

Geld ist nicht nur herkunftsimmun, sondern stetig offen für jede denkbare Verwendung. Weil es keinen spezifischen Eigencharakter hat, eignet ihm eine Art von Geschichts- und Zeitlosigkeit. Ob es zu guten oder schandbaren Zwecken eingesetzt wird, geht das Geld nichts an, denn es ist die, um es so zu sagen, charakterlose Eigenschaft des Geldes, ohne Ansehung der Person jedermann als Mittel zu jedem Zweck zu dienen, den es zu erfüllen vermag. Kurzum: Nicht das Geld entscheidet über seine Verwendung, sondern der Wille seines jeweiligen Besitzers. Dieser ist gut oder böse, das Geld hingegen nichts als leere Indifferenz. Dennoch eignet dem Geld eine Eigenlogik, die nicht unbedacht bleiben darf, wenn es um seinen Gebrauch geht.

Dritter Grundsatz: Alles, was für Geld zu haben ist, ist prinzipiell austauschbar. Geld lässt nicht nur mit sich machen, was immer man will, es unterstellt auch den Besitz, den es vermittelt, der reinen Verfügungsmacht seines Eigentümers. Alles, was man für Geld erwerben kann, ist nicht nur käuflich, sondern auch verkaufbar. Alles Geldwerte ist Ware, also ein in höchstem Grade verdinglichtes Objekt. Geld ist nicht nur an sich selbst substanzlos und nichts als Funktion reiner Tauschbarkeit, es ist auch gleichgültig gegen die Eigensubstanz dessen, was es erwirbt. Wie es den Wert, den es besitzt, als bloßes Tauschmittel erlangt hat, so macht es alles, dessen es habhaft wird, grundsätzlich tauschbar. Zwar hat alles seinen je eigenen Preis. Doch ist, was mit Geld zu bezahlen ist, nicht nur käuflich, sondern auch verkäuflich, und damit im Grundsatz tausch- und ersetzbar.

Geld als Gleichmacher

Singuläre Unikate von unersetzbarer Einmaligkeit sieht die Geldwirtschaft nicht vor. Geld entindividualisiert durch Verobjektivierung. Es kennt keinen substantialen Wert an und für sich und kann ihn nicht kennen, weil seine Funktion wesentlich darin besteht, alle Werte zu relativieren. Geld ist, um es paradox zu formulieren, die Substanz gewordene Relativität. Das Geld muss fähig sein, für jeden konkreten Wirtschaftswert einzutreten. Es vergleicht und stellt Gleichungen her, wo von Hause aus keine Gleichheit und nicht einmal Ähnlichkeiten bestehen. Geld ist ein Gleichmacher mit hochgradig verdinglichendem Effekt.

Man hat gesagt, dass alles, was Geld koste, nichts wert sei. Dies Feststellung geht zu weit und verkennt den Nutzen des Geldes in unbilliger Weise. Wahr freilich ist, dass alles, was für Geld zu haben ist, tendenziell den Charakter einer grundsätzlich austauschbaren Ware annimmt. Verhältnismäßig unproblematisch ist dies bei technisch gefertigten Sachen, selbst wenn die Gefahr geldbeförderter Schundproduktion ebenso wenig von der Hand zu weisen ist wie die Tatsache, dass im Zuge industrieller Marktwirtschaft Bedürfnisse erzeugt werden, die von Hause aus gar nicht bestehen. Doch wird man einräumen müssen, dass Massenartikel

auch ihre Vorteile haben und das Streben des Menschen als eines Kulturwesens immer schon über dasjenige hinausweist, was für die Befriedigung der Notdurft und Nahrung des Lebens natürlicherweise notwendig ist.

Es ist der unbestreitbare Vorteil einer freien Marktwirtschaft allen Planwirtschaften gegenüber, sich diktierenden Bedürfnisvorschriften zumindest im Prinzip zu enthalten. Problemhaltiger wird die Angelegenheit, wenn man etwa den Arbeitsmarkt oder all jene Märkte ins Auge fasst, die es mit dem Menschen als Personwesen und mit menschlichen Tätigkeitsweisen personhafter Art zu tun haben. Macht der Markt nicht nachgerade dann, wenn er geldförmig organisiert ist, aus Subjekten zwangsläufig Objekte? Was den Arbeitsmarkt betrifft, so lässt sich darauf verweisen, dass es in ihm ja lediglich um den Handel mit Arbeitsleistungen, nicht aber etwa um den Erwerb oder die Mietung des Arbeiters als Person geht. Sklaverei und Leibeigenschaft sind rechtsstaatlich abgeschafft und als Verbrechen gegen die Menschlichkeit qualifiziert. Doch scheint die gebotene Unterscheidung zwischen Sachwerten, die durch Geld erwerbbar sind, und unkäuflichen Personwerten nicht immer leicht zu treffen und zuweilen fließend zu sein.

Wider die Totalisierung des Ökonomischen

Vierter Grundsatz: Jedweder Totalisierung des Ökonomischen ist zu wehren. Wenn Politik, Recht, Kunst oder Religion zur bloßen Funktion der Wirtschaft zu werden drohen, ist höchste Gefahr im Verzug. An die Stelle funktionaler Unterscheidung tritt dann tendenziell eine Entdifferenzierung im Sinne eines alles beherrschenden Marktes, der Subjekte zu verdinglichen und sog. Personwerte zu Waren herabzusetzen droht. Die Werbung für illusionäre Kaufwelten gibt für dieses Bedrohungsszenarium ebenso ein Beispiel wie die konsumorientierte Kulturindustrie. Kunstwerke werden als Waren gehandelt, und auch manch Religiöses oder Pseudoreligiöses bietet sich auf dem Markt der Möglichkeiten feil. Um der Folgen geldbestimmter Kommunikationsabläufe gewahr zu werden, muss man nur einige elektronische Massenmedien in Betracht ziehen. Die dargebotenen Inhalte erweisen sich in ihrer Geldbestimmtheit u. a. dadurch, dass sie durch weitestgehende Austauschbarkeit gekennzeichnet sind.

Es ist im Grunde egal, welchen Privatsender man einschaltet, denn im Grunde bieten sie alle das Gleiche. Der Vielzahl der Anbieter korrespondiert keineswegs notwendig die plurale Differenziertheit der angebotenen Gehalte, die vielmehr umso mehr vergleichgültig zu werden scheinen, je stärker der Markt umkämpft ist. Eine Egalisierung der Inhalte tritt im übrigen nicht nur als Phänomen elektronischer Massenkommunikation auf, sondern vergleichbar im Zusammenhang zwischenmenschlichen Austausches - etwa in Form des alltäglichen Geschwätzes, bei dem es nicht darauf ankommt, was, sondern dass geredet wird. Vergessen wird dabei nicht selten der bewährte Grundsatz der Alten: Individuum est ineffabile. Es gibt etwas, was ebensowenig teil- wie mitteilbar ist und sich dem Diktat absoluter Kommunizier- und Austauschbarkeit entzieht.

Übergriffe des ökonomischen, geldbestimmten Tauschprinzips über das Wirtschaftssystem hinaus auf von Hause aus nichtökonomische Gesellschaftsbereiche lassen sich allüberall beobachten. Um im unmittelbaren Umkreis menschlicher Elementarbedürfnisse zu verbleiben: Zwar ist die sog. Kaufehe, obwohl in besseren Kreisen lange Zeit und nicht immer zum Nachteil der Betroffenen in Übung, mittlerweile aus der Mode gekommen und der sog. Liebesheirat gewichen. Doch der Geldhandel mit den Werten, die wir nicht ohne Grund der Sphäre des inneren Personlebens zuweisen, hat damit keineswegs ein Ende genommen. Ich denke dabei nicht nur und auch nicht in erster Linie an das Geschäft mit der sog. käuflichen

Liebe, in der die nackte Haut und sonstiges zu Markte getragen wird. Zwar bietet die sexuelle Prostitution noch immer die günstigste Gelegenheit zu wohlfeiler Entrüstung, doch wird man sehen müssen, dass die aktuelle Marktwirtschaft genügend Beispiele für Ehrenmänner und ehrbare Frauen bereitstellt, die für Geld nicht nur ihren Körper, sondern gewissermaßen Leib und Seele zu verkaufen bereit sind, etwa indem sie sich bestechen oder um geldwerter Vorteile willen zu anderen unsittlichen Taten oder Unterlassungen verleiten lassen. Zu problematisieren wäre ferner, wie es z. B. mit der Dialektik von Verschwendung und Geiz in unserem eigenen Leben steht.

Geiz ist gleichsam Begehren in Potenz, sofern er auf das Festhalten bloßer Möglichkeiten fixiert ist, wobei Unterwürfigkeitsempfinden und sublimierteste Machtgefühle im Geizigen sich wechselseitig durchdringen. Der Verschwender hingegen, der sein Geld verprasst und für erkenntlich sinnlose Ausgaben verwendet, gibt alles dauerhafte Vermögen wegen eines augenblicklichen Reizes preis, um sich auf diese Weise zu verwirklichen. Beide, der Geizige und der Verschwender, sind darin verwandt, dass sie im Banne des Geldes stehen, das von ihrer Person Besitz ergriffen hat, statt von ihr besessen zu werden. Genug damit: Der Totalisierung des Ökonomischen ist politisch, rechtlich, moralisch und auch religiös zu wehren. Der Wert des Geldes liegt in der Beschränkung seiner Anwendung auf Waren und Sachgüter begründet, wohingegen Personen weder als käuflich noch als verkäuflich erachtet werden dürfen, wenn ihr Wert und ihre Menschenwürde gewahrt werden soll.

Zur Reflexivität des Geldes

Fünfter Grundsatz: Geld ist selbstbezogen-reflexiv. Ob es seine generische Verbindung mit Werten, die nicht Geld sind, je völlig lösen kann, mag ökonomisch strittig sein. Ökonomisches Faktum dagegen ist, dass Geld den reinsten Ausdruck wirtschaftlicher Wertung bildet. Sein Wert besteht wesentlich nicht in seiner substantialen Gegebenheit, sondern in reinem Vermögen, also in bloßer Möglichkeit, die es sozial wirksam repräsentiert. Dies zeigt sich spätestens dort, wo es, wie unter kapitalistischen Bedingungen der Fall, selbst zum Gegenstand des Handels wird. Geldhandel ist Handel nicht mit Sachwerten, sondern mit Möglichkeiten, mit denen gerechnet wird wie mit Zahlen, die von realen Größen abstrahiert sind.

Die Arithmetik der Ökonomie fordert zu Rechenkünsten heraus, bei denen es dem Durchschnittsbewusstsein leicht schwindelig wird. Nicht von ungefähr sind Finanzkrisen immer auch psychologische Krisen. Dass für Zahlungen bloßer Zahlenaustausch hinreicht, mag noch einleuchten. Auch das Prinzip von Zins und Zinseszins ist noch halbwegs zugänglich. Hingegen übersteigt die Wahrnehmung, dass das meiste Geld nicht etwa mit Arbeit, sondern mit Geld zu machen und Vermögen am effektivsten durch Handeln mit reinen Möglichkeiten zu vermehren ist, die Vorstellungskraft nicht Weniger. Mental bewegen sich viele von uns, denen ich mich gerne zugeselle, noch in der unmittelbaren Sphäre des Naturalaustausches, wohingegen uns die Reflexivität des Geldes, welche die Finanzmärkte bestimmt, im Grund fremd geblieben ist.

Wirkt die Selbstbezogenheit des Geldes im Geldhandel nicht unheimlich? Muss dem Geld nicht eine reale Ware korrespondieren, wenn es Wert haben soll? Hat es als Medium des Tausches nicht einen Gebrauchswert zur Voraussetzung, für den die Nützlichkeit einer Sache steht? Ist das Geld nicht notwendig durch Arbeitsleistung bestimmt, wenn die Werthaltigkeit, die sein Vermögen und seine Zahlkraft ausmacht, erhalten bleiben soll? Ich bin kein Ökonom und habe auch nicht die Absicht, es zu werden. Doch muss man kein Wirtschaftsexperte sein,

um die tendenzielle Ablösung des Finanzmarkts vom Tausch realer Güter als ein Problem zu empfinden, das für gegenwärtige ökonomische Krisen nicht unbedeutsam ist.

Gratis: Reformatorisches Schlüsselwort christlichen Glaubens

Ein sechstes und letztes: Man kann nicht an Gott glauben und zugleich das Geld verabsolutieren. Gott oder Mammon: Tertium non datur! Geld ist nützlich und wertvoll, aber nur, wenn es Mittel zum Zweck bleibt und nicht zum Selbstzweck des Lebens verkommt, der alle Sphären des Menschlichen kolonialisiert und korrumpiert. Nachgerade das Religiöse ist nur dann etwas wert, wenn es sich nicht dem Diktat des Marktes beugt. Besonders das Christentum muss sich seinem Wesen gemäß der Logik des Verwertens entziehen: Es ist prinzipiell gegen einen monetären Pantheismus gerichtet. An Luthers Protest gegen die Kommerzialisierung des Heils, wie sie sich im Ablasswesen seiner Zeit tendenziell abzeichnete, lässt sich dies exemplarisch studieren. Zugleich hat der Reformator dasjenige Wort wieder ins Zentrum christlicher Wahrheit gerückt, auf das auch heute noch und gerade heute wieder alles ankommt. Es lautet: gratis.

Die Weltweisheit behauptet, dass nichts umsonst sei außer der Tod - und der koste das Leben. Das Evangelium aber sagt Heil und ewiges Leben gratis und zwar nachgerade für diejenigen zu, die des Heiles nicht wert und des ewigen Lebens nicht würdig sind. Die Gabe, die damit gegeben wird, ist von ökonomisch unschätzbarem Wert. Nehmen wir sie dankbar in Empfang, und lassen wir uns gefallen, was wir durch Geld niemals erwerben können: den fundierenden Grund von Selbst und Welt.

Lektüreempfehlung:

Georg Simmel, Philosophie des Geldes, Berlin⁷1977.

Falk Wagner, Geld oder Gott? Zur Geldbestimmtheit der kulturellen und religiösen Lebenswelt, Stuttgart 1985.